



Erscheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:
Für die Schweiz: jährlich Fr. 6.50,
halbjährlich Fr. 3.40; Post-Abonnements
20 Cts. Zuschlag.

Inserationspreis:
Für Obwalden die einspaltige Pettzelle
12 Cts., für auswärtige 17 Cts., Wiederholungen Rabatt.

Meistgelesenstes Blatt in Obwalden.

Druck und Expedition:
Louis Chyli, Sarnen. — Telefon Nr. 52.

Achtundvierzigster Jahrgang

Nr. 55

Sarnen, Mittwoch 17. Juli 1918

Sozialismus und Religion.

Das sind Gegensätze, die sich ausschließen wie Tag und Nacht. Laut „Volksfreund“, der einen zutreffenden Artikel der „Freien Jugend“ zitiert, betrachten die Jungsozi den Religionsunterricht als schädlich für die Kinder, die für sozialistische Ideen gewonnen werden sollen. Daß ein richtiger Katholik nicht Sozialist und umgekehrt ein Sozialist kein richtiger Katholik sein kann, das ist eine längst bekannte Tatsache. Neu ist nur die Erscheinung, daß man es allbereits als zeitgemäß betrachtet, die Einflüsse der Religion als schädlich, als ein Hindernis für den erstrebten Sozialistenstaat öffentlich zu bezeichnen und so jede Maske zu verschmähern. Viele Jahrzehnte hindurch hat der ungläubige Liberalismus diesen Revolutionären vorgearbeitet durch Kloster- und Jesuitendebatte und durch alle möglichen Chitanen gegen die katholische Kirche und deren Lehren und Wirken. Staatsmänner und der Kapitalismus unterstützten den Kampf gegen die Kirche als Trägerin der Religion. Nun aber sehen diese ungläubigen Herrschaften mit Schrecken, daß die Saat, die sie ausgestreut haben, gekeimt hat und bereits üppig gegen sie selbst ins Kraut schießt. Sie sehen, daß die Jungsozi, ihre natürlichen Söhne, auf dem von ihnen errichteten Fundament rüstig weiterbauen, um einen neuen Sozialistenstaat anzurichten. Der Wahlspruch ist: „Eigentum ist Diebstahl“, also nimmt man, wo man etwas findet, ohne Rücksicht auf die Eigentumsrechte. Wenn die Besitzenden auch vielfach die Väter, Brüder oder Lehrer der Jungsozi sind, so tut dies nichts: „Heraus mit dem Vermögen, das gehört der Allgemeinheit!“ Aber wenn einmal die Volksmassen, die den Konfessionslosen, gottlosen Staat herbeiwünschen, die Staatsgewalt an sich reißen, ihre Umsturzideen in die Tat umsetzen, wie gegenwärtig in Rußland, was dann? Dann haben wir eben echt russisch-bolschewistische Zustände, denen unsere Sozialisten jubeln, die aber das russische Volk schon überfattet hat. Das sind die unausweichlichen Folgen des Wackens von Glauben und Religion. W.

Die Kriegslage.

Auf der

Westfront

gestaltet sich die gegenseitige Aufklärungstätigkeit von Tag zu Tag intensiver und verlustreicher. Die ganze Front von Opern bis herauf zur Schweizergrenze ist infolge der gegenseitigen scharfen Nadelstiche von nervösen Zuckungen heimgefußt, die sich unermittelt zu einem Gewaltaakt entladen können. Wo dieser erfolgen wird, ist auch heute noch nicht erkennbar, auffallend ist nur, daß die Allierten ihre starken Aufklärungsstöße besonders im Abschnitt zwischen der Marne bis hinauf zur Somme unter Einsatz aller Kampfmittel möglichst tief in die deutschen Linien vorzutreiben suchen. In den letzten Tagen hat die

Aufklärung auch auf die bisher ruhigen Abschnitte in der Champagne, in den Argonnen und den Vogesen übergriffen.

Die Italiener versuchen, mit allen Mitteln die Oesterreicher

in Albanien

in Atem zu halten. Sie sind dort im Verein mit den französischen Truppen zur Offensive übergegangen, um die österreichische Front zwischen der Küste der Adria und dem Orhidasee im albanischen Gebirge nach Norden zurückzudrücken. Die ganze in Frage kommende Linie mißt gegen hundert Kilometer in der Ausdehnung. An der unteren Vojusa hatten die Oesterreicher sich der italienischen Seebasis von Balona bis auf etwa 15 Km. genähert und die Benützung dieses Haens stark beeinträchtigt. Die Befreiung von diesem einengenden Druck dürfte die erste Veranlassung gewesen sein, um Raum und Bewegungsfreiheit zur Aufstellung größerer Truppenkörper zu bekommen, welche eine Rückeroberung Albaniens vornehmen sollen. Denn dies bleibt das schließliche Ziel aller italienischen Unternehmungen auf der Ostseite der Adria.

Im deutschen Reichstag hat der Reichstanzler, Graf Hertling, eine Erklärung abgegeben, daß

Belgien nur als Faustpfand

in der Hand der Deutschen sei und keinerlei Absichten bestehen, Belgien in irgend einer Form zu behalten, sofern die Friedensverhandlungen zu einem günstigen Resultat führen. Nun ist das Wort und zwar von offizieller Stelle heraus: Deutschland will Belgien nicht annectieren. Mit dieser Erklärung, die freilich schon vor einem Jahr hätte erfolgen sollen, ist ein großes Friedenshindernis beseitigt und die Herren Diplomaten der kriegführenden Staaten dürften nun endlich an den grünen Konferenztisch sich setzen, um über den allgemeinen Frieden zu beraten. Bei allseits gutem Willen dürften sie „zusammenmarkten“ können. Sonst rennt Europa noch tiefer und unausweichlicher ins Elend und bittere Not.

Hunger und Pest

recken wie seit langen Jahrzehnten nicht mehr ihr schrecklich Haupt. Heute geht die Grippe durch ganz Europa. Man jagte, sie sei harmlos. Mehr ein Schnupfen als eine Krankheit. Dennoch hat sie schon manches starke und gesunde Menschenleben geknickt. Sie läßt ganz von ferne ahnen, wie es etwa aussehen würde, wenn nicht die „einfältige“ Grippe, sondern der andere Bundesgenosse von Hunger und Krieg, wenn die Pest durch die Lande ginge. Der Hunger führt bereits in Rußland sein grimmiges Regiment, und die Vorboten desselben: Not und Mangel klopfen auch schon bei uns an gar mancher Türe. Unternährt sind bereits die Völker Europas. Und dadurch sind sie so geschwächt, daß sie einer auftretenden Epidemie nicht mehr mit derselben Energie der Gesundheit widerstehen könnten, wie noch vor wenigen Jahren. Einem neuesten Bericht zufolge ist die Cholera von Rußland durch ein Schiff nach Stockholm verschleppt wor-

den. 6 Mann eines Dampfers, der von Petersburg in Stockholm angekommen ist, sind an asiatischer Cholera erkrankt. Es behaupten die Ärzte, es bestehe für Stockholm keine Gefahr einer Choleraepidemie. Sollte sich das nicht bewahrheiten und die Cholera auch durch die europäischen Lande rasen, wäre das nicht eine höhere Intervention zu Gunsten des Friedens? Wir wissen es nicht. Ein Wort Boffuet sagt: „Wenn Gott will, daß ein Wert ganz das Wert seiner Hand sei, dann führt er alles zur Ohnmacht und zum Nichts, dann handelt er.“ Dann handelt er! Wenn sich dies Wort bewahrheitete! Das dräuende Unheil des Hungers und der Pest kann uns allen, auch den Seidenstrümpfen und den hohen Abjäten zum mindesten zum Bewußtsein bringen, wie wenig Grund die Menschheit heute noch zur Ausgelassenheit und Gottlosigkeit hat. Mahnrufe zum Ernst und zur stillen Einkehr! —

Entgleiste Gefühle.

Wir lesen in den „Basler Nachrichten“ folgende Szene: Auf einer leicht ansteigenden Straße steht vor ein leichtes Milchfuhrwerk gespannt ein wohlgenährtes aber störrisches Pferd. Trotz allen Versuchen gelingt es dem Fuhrmann nicht, sein Pferd mit Güte in Bewegung zu setzen. — Es stehen schon einige Straßenbahnwagen hinter dem Fuhrwerk. Die Schaffner warten fluchend, bis die Bahn frei wird. Der Fuhrmann sieht sich gezwungen, zur Peitsche zu greifen, aber oh weh, schon bevor der erste Hieb gefallen ist, ertönen schon laute Entrüstungsrufe aus der sich mittlerweile angesammelten Menge. Wirklich groß muß der Fuhrmann werden, bis er sein Pferd vom Platz bringt. Er wird von vielen „weichherzigen Tierfreunden“ aus der Menge verlästert. Die Unzeitige wegen Tierquälerei erfolgte und der Fuhrmann hat die wohlverdiente Buße zu bezahlen.

20 bis 25 Unteroffiziere und Soldaten, die von der modernen Krankheit, von dem spanischen Fieber, befallen sind, verlassen unter Führung eines Sanitäts-Unteroffiziers die Kaserne Basel. Alle Kranken haben 38—40 Grad Fieber; trotzdem müssen sie, beladen mit der vollständigen Kriegspackung, sich zu Fuß in den neuen bahnsichen Bahnhof begeben. Die Abteilung der Kranken bewegt sich nur langsam und unsichern Schrittes vorwärts, kaum daß ein Wort gewechselt wird. Viele hundert Personen begegnen und überholen den Zug der Kranken einige schütteln den Kopf, andere gehen vollständig gleichgültig vorüber, weitaus die Mehrzahl aber unserer Mit- eidgenossen, für die wir ja auch an der Grenze stehen — laßt!

Schweiz.

Keine Beschlagnahme des Viehes. In letzter Nummer haben wir eine Meldung des Genfer „Journal“ übernommen, wonach das Volkswirtschaftsdepartement zur Si-

Feuilleton.

Wechselndes Schicksal.

(Aus dem Leben gegriffen von Jos. Schäl.)

(Schluß.)

Das erste Ziel unserer Wanderer war die Heimatkirche, die sie wie eine alte Bekannte mit ihrem nadelspitzen Kirchturm schon von weitem grüßte. Dort war der letzte Ort, wo sie vor langen Jahren trübselig Abschied genommen, nun sollte es auch wieder der erste sein bei ihrer Rückkehr. Ordentlich warm wurde es den ernstern Männern, als sie ins schlichte Heiligum eintraten, es hatte sich wenig verändert unter all' den Jahren ihrer Abwesenheit. Da stand ja der Taufstein, wo sie getauft wurden, dort noch die gleiche Kommunionbank, wo sie aus der Hand des greisen Pfarrers die erste heilige Kommunion erhielten, in diesem Stuhl und an diesem Platz sind sie gesessen in Gottesdienst und Unterricht, und da hinten bei der Säule sind sie neben dem Vater gekniet, als sie der Heimat Lebewohl sagten und dem ungewissen Schicksal entgegen gingen. Es fehlte nur noch der Pfarrer von damals, wie er liebevoll seines

Amtes waltete, und richtig, da ist er ja, „Pfarrer und Kommissarius“ hieß es da auf einer schon etwas abgetretenen Grabplatte — und sie wußten genug. Auf dem Friedhof alles unbekannte Namen, sie vergaßen fast, daß sie in der Heimat waren, und die Grabdenkmäler muteten sie ganz fremdländisch an. Ein ganzes Leben zog an ihrem Geiste vorbei, und nicht ohne Rührung verließen sie die friedliche Stätte. Auf Gäß' und Straß' kein bekanntes Gesicht; erkundigten sie sich nach einem alten Bekannten, Verwandten oder Schulkameraden, so hieß es in den meisten Fällen: „Er ist gestorben!“ — Fremd in der Heimat, dieses herbe Wort mußten auch sie erfahren.

Die folgenden Tage ging es von Mund zu Mund, von Haus zu Haus: des Weberhansenshuben seien aus Amerika heimgekommen, und wieder standen die Dorfleute vor einem Rätsel. „Ja was ist denn das? Was gehen uns denn die an?“ so fragten die Meisten, und nur einige wenige alte Leute konnten sich ihrer erinnern. Wie Wundermenschen wurden sie betrachtet, und in der Schule gab der Lehrer die wichtigsten Aufklärungen über diese weite Reise, denn das war in Lannenheim noch nie vorgekommen, daß jemand von Amerika zurückkam. Auf einem ihrer täglichen Spaziergänge kamen sie auch wieder einmal neben den Ochsen vorbei, und es fiel ihnen auf, daß

an einem „heiligen“ Werktag immer sonntäglich gekleidete Männer aus und eingingen. Unwillkürlich fiel ihnen wieder die Aelplerkälbi von annodazumal, der Bodensepp und was drum und dran hing, ein. Der Gwunder führte sie nun wieder an den Ort, wo sich einst ihre jungen Herzen so verbitterten. Heute tönte ihnen aber keine Musik entgegen, der Geigenbalk war leer und hinten in der Stube hantierte ein Schreiber in großen Altenbündeln herum, und an den Tischen saßen ein paar ernstblickende Männer, notierten und rechneten und besinneten sich wieder. Ein paar Mal stund einer der Männer auf und ging zu den Herren am Tisch, unterhandelte etwas, entfernte sich wieder und wie es schien unbefriedigt.

Der Tischnachbar von unsern zwei Bekannten schien etwas deftiger Natur zu sein und meinte überlaut, wer hätte das gedacht, daß der Bodensepp noch einmal in die „papierenen Hosen“ käme und was würde der alte Bodensepp sagen, wenn er noch lebte, daß sein schönes, schuldenfreies Heimet noch einmal versteigert würde. Doch Hochmut kommt vor dem Fall. Da wurden die zwei Amerikaner aufmerksam und erfuhren, daß Bodensepp's Heimet konkursamtlich versteigert werde und daß kaum die Hälfte vom Wert des schönen Heimwesens geboten sei, und daß man es bald zuschlagen müsse, denn die Zeiten